

# Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Readings, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold W. U. W. E. L. e., in der Süd 6ten Straße, Ecke der Cherry Alley, B. e. h. m.'s Wirthshaus-Hof gegenüber.

Zahrgang 4, ganze Nummer 183.

Dienstag den 7. März 1843.

Zehnfache Nummer 27.

Bedingungen.—Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superlativ-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Dollar des Jahres, welcher in halbjähriger Vorauszahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, werden \$1 50 angedreht. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschriften angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Unterschrift in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Verordnungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschriften. Briefe und Wirththeilungen müssen postfrei eingeschickt werden.

## Ausgewählte Dichterstelle.



### Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank an Herzen,  
Schlepp' ich meine langen Tage.  
Keruth ist die größte Plage,  
Reichthum ist das höchste Gut!  
Und zu enden meine Schmerzen,  
Sich in einen Schatz zu graben.  
Meine Seele sollst du haben!  
Schreib ich hin mit eigenem Blut.

Und so zog ich Kreis um Kreise,  
Stellte wunderbare Flammen,  
Kraut und Knochenwerk zusammen:  
Die Beschönerung war vollbracht.  
Und auf die gelehrte Weise  
Grub ich nach dem alten Schatz,  
Auf dem angezeigten Plage.  
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten;  
Und es kam gleich einem Sterne,  
Hinter aus der fernsten Ferne,  
Eben als es wölbt sich schlau.  
Und da galt kein Vorbereiten,  
Heller walt mit einemmale  
Von dem Licht der vollen Schale,  
Die ein Schöner Knabe trug.

Golde Augen sah ich blinken  
Unter dichten Blumenkranz;  
In des Kranken Himmelsglanz  
Erat er in den Kreis herein.  
Und er hieß mich freundlich trinken;  
Und ich dacht' es kann der Knabe,  
Mit der schönen lichten Gabe,  
Wahrlich! nicht der Böse sein.

Trinke Muth des reinen Lebens!  
Dann verstehst du die Belehrung,  
Kommt, mit ängstlicher Beschönerung  
Nicht zurück an diesen Ort,  
Grabe hier nicht mehr vergebens.  
Tages Arbeit! Abends Gäste!  
Sauer Wochen! frohe Feste!  
Sei dein künft'g Zauberwort.  
J. W. v. S. ....

## Zur Unterhaltung und Belehrung.

### Das Gebirge zwischen Schweden und Norwegen.

Reisende haben dies Gebirge mit einem stürmisch aufgereizten Meer verglichen, dessen ungeheure Wogen plötzlich erkarrt sind. Mit Eis und blendend weißem Schnee bedeckt, verbreiten sie bei hellem Wetter einen blauen Schimmer weit umher. Man sieht über den Wolken in der blauen Luft Felszinnen, welche dadurch dem Auge unermesslich hoch erscheinen, und indem ihre glatten Seiten die Strahlen der Sonne von sich werfen, dem Himmel selbst nahe zu sein scheinen. Noch um Mitternacht flammen ihre schneebedeckten Gipfel von den Sonnenstrahlen, die vom Horizonte heraufschießen, und dieser sogenannte Eisblitz glänzt wie Feuer in die tiefe Dämmerung der unten liegenden Thäler hinab. Wenn man sich am weitesten nördlich diesem Grenzgebirge nähert, erreicht man zuerst die Grenze, wo die Tanne nicht mehr wächst.

Dann hält nur noch Kiefer aus, aber nicht riesenhaft wie sonst. Mit niedriger Stamm und starken, weit ausgedehnten Zweigen, braucht sie Jahrhunderte, um auch nur eine mittelmäßige Höhe zu erreichen. Die Brüche haben ein höchst böses Aussehen; der Gangsich und die Felsen sind nicht mehr in den Gewässern; die Heidelbeere kommt nicht gut mehr fort; der Bär geht nicht höher hinan. Das Korn hat aufgehört zu reifen; aber kleine Hüfe, deren Einwohner von Fischelei und Viehzucht leben, finden sich noch auf 2600 Fuß unter der Schneegrenze. Die Kiefer über 2000 Fuß unter dieser Grenze auf und die niedrige Waldung besteht von da an nur aus Birken. — Sie wird immer dünner, und da die Sonne deshalb unbehindert auf die Felswände wirken kann, so findet man auf denselben oft eine große Fülle von Bergpflanzen. Die trocken Stellen bedeckt das Flechtenmoos. Zweitausend Fuß unterhalb der Schneegrenze hört auch die niedrige Birkenwaldung auf, und noch weiter hinauf findet sich in keinem Gewässer ein Fisch mehr. Der letzte ist der Ädding (*Salmo alpinus*). Alle Berge, welche über die Grenze hinausreichen, innerhalb welcher noch Bäume wachsen können, innerhalb eigentlich Hüll, noch 400 Fuß weiter hinauf gehen Gebüsche, schwarzes Weidenholz von Zwergbirken; noch, aber nicht höher hinauf, reist die Moltebeere. Der Bieffraß besucht noch diese hohen Gegenden. So hoch steigt auch der Dalsjäll bei Franzstrand herauf. Von da an hören auch alle Büsche auf, die Berge sind mit mehr braunen als grünen Felsenkräutern bedeckt, die einzigen Beeren, welche noch reifen, sind Nauschbeeren. Höher als 800 Fuß unter der Schneegrenze schlägt der tappe, der wandernde Einwohner dieser Orden, nicht gern sein Zelt auf, denn es mangelt daselbst an Waide für die

Reintheile. — Nun beginnt der ewige Schnee.

### Seltene Glück eines Barbiergefellen.

Die Generalstaten von Holland liefen im Jahre 1688 in öffentlichen Blättern bekannt machen, daß der Großmogul 16 geschickte Barbiergefellen verlangte, und diejenigen, welche Lust hätten, diesem Anrufe Folge zu leisten, sich in Amsterdam einer Prüfung unterwerfen müßten. Es fanden sich binnen kurzer Zeit über hundert Barbiergefellen in genannter Stadt ein, und sechszehn der geschicktesten aus ihnen wurden nach Ostindien geschickt. Am tüchtigsten ward Johann Christiaan Schamberger aus Leipzig befunden. Der Großmogul empfing sämmtliche Barbierre sehr gnädig, am meisten aber erwarb sich Schamberger dessen Gunst durch mehrere gelungene Kuren. — Es währte nicht lange, so hatte er sich einen beträchtlichen Schatz an Geld und Edelsteinen gesammelt. Eine Reihe von Jahren verließ dem glücklichen Arzte, ohne daß er eine bedauernde Schwelgere nach seinem Vaterlande fühlte; aber dann mit einemmale erariff ihn ein unwillkürliches Heimweh. Er erbat sich einen dreijährigen Urlaub, um seine beiden Schwestern in Leipzig besuchen zu dürfen. Er erhielt auch denselben, mit der Bedingung, wieder zurückzukommen, ja er wurde sogar zum Ober-Schiffchirurgus einer ganzen Flotte ernannt, die eben nach Holland zu segeln in Bereitschaft vor Anker lag. Diese Anstellung begünstigte vor Allem sein Vorhaben, da sie ihm die schönste Gelegenheit bot, sein Heimweh, welches er in Edelsteinen realisirte, in den Pflasterrollen und Salben zu verbergen, die er als unumgänglich notwendig für diese Reise in Voraus bereite, und welche unentdeckt auf das Schiff verladen wurden. Es war bei hoher Strafe verboten, Juwelen aus dem Lande zu bringen. Die Reise Schambergers war sehr glücklich; er kam wohlbehalten nach Leipzig, und begab sich, därtig gekleidet, zu seiner älteren Schwester, welche ihn nicht anerkennen wollte; bei der jüngeren drohte man ihn gar aus dem Hause zu werfen. Beide Damen fürchteten, der unbedeutende Bruder würde das unter sie bereits vertheilte Erbe ihrer verstorbenen Eltern in Anspruch nehmen. Sie kamen zusammen und berathschlagten, was zu thun sei, wenn sich der Unbekannte als Bruder legitimiren könne. Indes schickte dieser zu ihnen, ließ ihnen sagen, er sende ihnen sein Erbe, und lud sie mit ihren Männern zu einem ostindischen Traktament in den Gasthof ein, wo er abgestiegen war. Als die Herrschaften dort angekommen waren, führte sie der Bruder in eine Küche, wo ein für vier Personen gedachter Tisch stand. Schamberger war reich gekleidet, und bei der Anstalt seines Wohlstandes erinnerten sich die Schwestern ihres lieben Bruders sehr wohl. Dieser setzte nun einen Kessel auf den Dreifuß über das Feuer, und warf einige Pflasterrollen in den Kessel. Die Schwestern machten große Augen über diese seltsame Zubereitung zu einer Gasterei. Die Pflasterrollen fingen an zu schmelzen und verbreiteten eben keinen angenehmen Geruch. Endlich fuhr der kühne Koch mit einem großen Kessel nach dem Grunde des Kessels, und holte nach und nach die Edelsteine heraus. Er legte sie auf die Teller seinen Gästen vor und sagte: „Da habt ihr das ostindische Gericht!“ Es bedurfte nun keiner Legitimation weiter; der letzte Zweifel an der Wahrheit des Bruders war verschwunden. Die gerührten Schwestern fielen dem Geber dieses fürstlichen Geschenks um den Hals und sahen die Wonne der Erkennung. Schamberger ging nicht wieder nach Ostindien, sondern blieb in Leipzig, wurde Doktor der Medizin und starb daselbst am 4ten August 1704. Ein Obstgarten, den er anlegte, führt noch seinen Namen. —

blieb ehrerbietig an dem Fußwege stehen. „Si, giebt es denn schon Maiblümchen! rief die junge Gräfin, die diese Blümchen mehr als alle andern Blumen liebte. Marie bot sogleich jeder der beiden Gräfinen ein Sträußchen an. Sie nahmen es mit Vergnügen, und die Mutter zog ihre Goldbörse von purpurrother Seide heraus und wollte Marien beschenken. Allein Marie sagte: „D nicht doch; es ist ganz und gar nicht deswegen geschehen! Gönne Cure Erzellenz einem armen Mädchen die Freude, ihrer gnädigen Herrschaft, von der sie so viel Gutes empfing, auch eine kleine Freude zu machen, ohne an eine Belohnung zu denken!“

Die Gräfin lächelte freundlich, und sagte, Marie solle Amalia noch öfter Maiblümchen bringen. Marie that es jeden Morgen, und so kam sie, so lange die Maiblümchen blühten, täglich in das Schloß. Amalia fand an Mariens guten natürlichen Verstande, ihrem heitern, fröhlichen Sinne, ihrem bescheidenen, Betragen täglich mehr Wohlgefallen. Marie mußte noch manche Stunde in Amaliens Gesellschaft zubringen, nachdem alle Maiblümchen schon längst verblüht waren. In die jungen Gräfin ließ es sich öfters nicht undeutlich merken, daß sie Marien immer um sich zu haben wünsche, und sie deshalb noch in ihre Dienste zu nehmen gedachte. Nun näherte sich Amaliens Geburtstag. Marie war auf ein kleines ländliches Geschenk bedacht. Einen Blumenstrauß hatte sie ihr schon oft gebracht. Sie verfiel daher auf einen andern Gedanken. Ihr Vater hatte den letzten Winter einige ganz allgemein schöne Arbeitskörbchen für Frauenzimmer verfertigt. Das schönste aus allen hatte er Marien geschenkt. Er hatte die Zeichnung dazu aus der Stadt erhalten, und die Arbeit war ihm ganz vorzüglich gelungen. Marie beschloß dieses Körbchen mit Blumen zu füllen, und es Amalien zum Geburtstag zu verehren. Der Vater gab das auf ihre Bitte sehr gerne zu, und er verzierete das niedliche Körbchen noch mit Amaliens Namenszug und Familienwappen, die er sehr nett und künstlich hineinflocht.

### Das Blumenkörbchen.

Am Morgen von Amaliens Geburtstage pflichtete nun Marie die vollsten Rosen, die schönsten weißen rothen und blauen Leokojen, bräunlichen Goldlack, und andern schönen Blumen. Das ganze Blumenkörbchen war wirklich überaus schön. Selbst der ernste Vater lobte den Einfall Mariens und sagte, als sie es forttragen wollte: „Laß es noch ein wenig da, damit ich es noch länger betrachten kann.“ Marie trug das Körbchen in das Schloß und überreichte es, unter den herzlichsten Glückwünschen, der Gräfin. Amalia hatte eine ungemaine Freude, und konnte nicht Worte genug finden, bald die schönen Blumen, bald das nette Körbchen zu rühmen. „Gutes Kind! sagte sie, du hast ja dein ganzes Gärtchen geplündert, um mich so reichlich zu beschenken! Und dein Vater macht ja eine Arbeit—so schön, so geschmackvoll, das ich nie etwas Schöneres sah. D komm doch sogleich mit mir zu meiner Mutter.“ Sie stand auf nahm Marien bei der Hand, und führte sie die Treppe hinauf in das Zimmer ihrer Mutter.

„Warte indeß hier ein wenig, sprach sie zu Marien, und winkte Amalien, ihr in das Nebenzimmer zu folgen.“ „Unbeschenkt, sagte die Gräfin in dem Nebenzimmer zu ihrer Tochter, dürfen wir

Marien nicht gehen lassen. Was meinst du was sich wohl am besten für sie schicke? „Geht jetzt guten Kinder, sagte die Gräfin gütig, indem sie mit Amalia aus dem Nebenzimmer trat, und sorgt für die Blumen, damit sie bis zur Tischzeit nicht welken. Da wir heute Gäste bekommen, so soll das Körbchen die schönste Zierde der Tafel sein; und anstatt des Luftsatzes dienen. Dir zu danken, liebe Marie, überließ ich Amalien!“

Amalie eilte mit Marien in ihr Zimmer und befahl ihrem Kammermädchen, ein gewisses Kleid zu holen. Zettchen—so hieß das Mädchen—blieb stehen, und sagte: „Das Kleid werden Euer Gnaden heute ja wohl nicht anziehen?—„Nein! sagte Amalia, ich werde es Marien schenken.“ „Das Kleid? rief Zettchen schnell. Weiß das die gnädige Mama?“—„Bringe du das Kleid, sagte Amalia ernst, und für das Uebrige laß mich sorgen.“ Zettchen wandte sich schnell um, ihren Verdruß zu verbergen, und gieng. Ihr Angesicht glühte von Zorn. Zornig rief sie die Kleider der jungen Gräfin aus dem Kasten. „Wenn ich nur alle sogleich zerreißen dürfte! sagte sie. Das verwünschte Gärtnermädchen! Um einen Theil von der Gunst meiner Herrschaft hat sie mich ohnehin schon gebracht, und nun stiehlt sie mir noch obendrein dieses Kleid ab; denn die abgelegten Kleider gehören von Rechts wegen mir. D, die Augen könnte ich der verhassten Blumenkrämerin ausfragen!“ Indes verbiß Zettchen ihren Zorn, so gut sie konnte, stellte sich, wie sie in das Zimmer trat, freundlich an, und übergab Amalien das Kleid.

„Liebe Marie, sagte Amalia, es sind mir zwar heute reichere Geschenke gemacht worden, als dein Körbchen; aber kein angenehmeres. Die Blumen in dem Kleide da sind freilich nicht so schön als die deigenen; aber ich denke, du werdest sie aus Liebe zu mir doch nicht verschmähen. Trage das Kleid zum Andenken an mich, und grüße mir deinen Vater.“ Marie nahm das Kleid küßte der jungen Gräfin die Hand und gieng.

Zettchen setzte voll Aerger, Meid und geheimen Ingrimm ihre Arbeit stillschweigend fort. Es kostete ihr in der That keine geringe Ueberwindung, es Amaliens Haaren während des Frisirens nicht ein wenig empfinden zu lassen, wie ausgebracht sie war. „Bist du böse Zettchen?“ sagte Amalia sanft. „Das wäre ja dumm sagte Zettchen, wenn ich böse wäre, da Sie so gut sind.“ „Das war sehr vernünftig gesprochen, sagte Amalie; ich wünsche, du möchtest auch so vernünftig denken!“

Der entwendete Ring. Marie eilte indeß mit dem schönen Kleid voll Freude nach Hause. Der kluge Vater hatte über das schöne Geschenk keine besondere Freude. Er schüttelte den grauen Kopf und sagte: „Du hättest mir das Körbchen lieber nicht in das Schloß getragen. Das Kleid ist mir als ein Geschenk von unserer gnädigen Herrschaft, zwar sehr schätzenswerth; allein ich fürchte, es möchte Andere auf uns neidisch, und was das schlimmste wäre, dich eitel machen. Sei daher doch recht auf deiner Huth, liebe Marie, daß wenigstens das Schlimmste unterbleibe. Bescheidenheit und Sittsamkeit kleiden ein Mädchen besser, als der schönste, äußerliche Anzug.“

„Amalie eilte mit Marien in ihr Zimmer und befahl ihrem Kammermädchen, ein gewisses Kleid zu holen. Zettchen—so hieß das Mädchen—blieb stehen, und sagte: „Das Kleid werden Euer Gnaden heute ja wohl nicht anziehen?—„Nein! sagte Amalia, ich werde es Marien schenken.“ „Das Kleid? rief Zettchen schnell. Weiß das die gnädige Mama?“—„Bringe du das Kleid, sagte Amalia ernst, und für das Uebrige laß mich sorgen.“

Zettchen wandte sich schnell um, ihren Verdruß zu verbergen, und gieng. Ihr Angesicht glühte von Zorn. Zornig rief sie die Kleider der jungen Gräfin aus dem Kasten. „Wenn ich nur alle sogleich zerreißen dürfte! sagte sie. Das verwünschte Gärtnermädchen! Um einen Theil von der Gunst meiner Herrschaft hat sie mich ohnehin schon gebracht, und nun stiehlt sie mir noch obendrein dieses Kleid ab; denn die abgelegten Kleider gehören von Rechts wegen mir. D, die Augen könnte ich der verhassten Blumenkrämerin ausfragen!“ Indes verbiß Zettchen ihren Zorn, so gut sie konnte, stellte sich, wie sie in das Zimmer trat, freundlich an, und übergab Amalien das Kleid.

„Liebe Marie, sagte Amalia, es sind mir zwar heute reichere Geschenke gemacht worden, als dein Körbchen; aber kein angenehmeres. Die Blumen in dem Kleide da sind freilich nicht so schön als die deigenen; aber ich denke, du werdest sie aus Liebe zu mir doch nicht verschmähen. Trage das Kleid zum Andenken an mich, und grüße mir deinen Vater.“ Marie nahm das Kleid küßte der jungen Gräfin die Hand und gieng.

Zettchen setzte voll Aerger, Meid und geheimen Ingrimm ihre Arbeit stillschweigend fort. Es kostete ihr in der That keine geringe Ueberwindung, es Amaliens Haaren während des Frisirens nicht ein wenig empfinden zu lassen, wie ausgebracht sie war. „Bist du böse Zettchen?“ sagte Amalia sanft. „Das wäre ja dumm sagte Zettchen, wenn ich böse wäre, da Sie so gut sind.“ „Das war sehr vernünftig gesprochen, sagte Amalie; ich wünsche, du möchtest auch so vernünftig denken!“

Die junge Gräfin wischte sich eine Thräne ab und sagte: „Wenn ich euch, ihr lieben Leute, so reden höre, so glaube ich es freilich auch, daß ihr den Ring nicht habt. Mein, wenn ich wieder alle Umstände überlege, so scheint es mir doch nicht anders möglich—ihr müßt ihn haben! Meine Mutter weißt das Plätzchen auf ihrem Arbeitstischchen, wo sie den Ring hinlegte, gerade bevor ich mit Marien ins Zimmer trat, bestimmt. Keine Seele kam sonst in das Zimmer. Daß ich nicht an das Tischchen hinkam, ward Marie selbst bezeugen. Marie war, während meine Mutter mit mir in dem Nebenzimmer redete, allein in dem Zimmer, vor

dann läßt sich die Sache noch vermitteln. Marie erschrock, daß sie todtbleich wurde. „Ach Gott sagte sie, was ist das! Ich habe den Ring nicht. Ich habe in dem Zimmer nicht einmal einen Ring gesehen. Ich kam nicht von dem Plätzchen auf dem ich stand.“

„Marie, sagte die Gräfin Amalia wieder, ich bitte dich um deiner eigenen Wohlfahrt willen, gib mir den Ring. Du weißt nicht, was der einzige Stein in demselben für einen Werth hat. Der Ring kostete bei tausend Thaler. Wenn du das gemußt hättest, so würdest du ihn sicher nicht genommen haben. Du sahst ihn wohl nur für eine Kleinigkeit an. Gib ihn mir und alles soll dir als ein jugendlicher Unverstand verziehen werden!“

Marie fieng an zu weinen. „Wahrlich, sagte sie, ich weiß nichts von einem Ringe. Ich habe mir nie getraut, etwas Fremdes auch nur anzurühren, viel weniger es zu stehlen. Mein Vater hat es mir zu sehr eingeschärft, Niemanden etwas zu nehmen.“

Zett trat der Vater in das Stübchen. Er hatte in den Garten gearbeitet, und die junge Gräfin so eilend in das Haus gehen sehen. „Gott im Himmel, was ist das?“ rief er, als er vernommen hatte, wovon die Rede sei. Der gute Mann hatte einen solchen Schrecken, daß er sich an der Tischcke halten, und auf die Bank niedersitzen mußte.

„Kind sprach er, einen solchen Ring zu stehlen, ist ein Verbrechen, auf das der Tod gesetzt ist. Das ist aber noch das Gebot Gottes: Du sollst nicht stehlen. Für eine solche That find wir nicht bloß den Menschen—wir sind dafür noch einem größern Herrn verantwortlich—dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, und vor dem kein Lügen und keine Ausflucht gilt. Hast du Gottes und seiner heiligen Gebote vergessen, und dich meiner väterlichen Ermahnungen in dem Augenblicke der Versuchung nicht mehr erinnert; hast du deine Augen von dem Glanze des Goldes und der Edelsteine verblenden und zu dieser Sünde verleiten lassen: so läugne es nicht, bekenne es und gib den Ring zurück. Das ist der einzige Weg, den Fehler gut zu machen, so viel er noch kann gut gemacht werden.“

Marie sagte weinend und schluchzend: „D Vater, gewiß—gewiß—ich habe nichts von einem Ringe gesehen. Ach, wenn ich einen solchen Ring auf der Straße gefunden hätte, ich würde keine Ruhe mehr haben, bis ich ihn dem Eigentümer wieder zurückgestellt hätte. Gewiß, ich hab' ihn nicht!“

„Nun, sagte der Vater, so glaub ich es auch, du hast ihn nicht. Denn so würdest du vor Gottes Angesicht, vor deinem alten Vater nicht lügen. Und da du, wie ich fest glaube, unschuldig bist, so bin ich ruhig. Sei du es auch, Marie, und fürchte nichts. Es giebt nur ein einziges wahres Uebel in der der Welt, das wir zu fürchten haben, und das ist die Sünde. Kerker und Tod sind nichts dagegen. Was nun auch über uns kommen wird, und wenn uns auch alle Menschen verlassen, und wider uns sein werden: so haben wir doch Gott zum Freunde, und er rettet uns gewiß und bringt unsre Unschuld hier oder dort an den Tag.“

Die junge Gräfin wischte sich eine Thräne ab und sagte: „Wenn ich euch, ihr lieben Leute, so reden höre, so glaube ich es freilich auch, daß ihr den Ring nicht habt. Mein, wenn ich wieder alle Umstände überlege, so scheint es mir doch nicht anders möglich—ihr müßt ihn haben! Meine Mutter weißt das Plätzchen auf ihrem Arbeitstischchen, wo sie den Ring hinlegte, gerade bevor ich mit Marien ins Zimmer trat, bestimmt. Keine Seele kam sonst in das Zimmer. Daß ich nicht an das Tischchen hinkam, ward Marie selbst bezeugen. Marie war, während meine Mutter mit mir in dem Nebenzimmer redete, allein in dem Zimmer, vor